H. Sax. C
1619

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/1
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Hist. Imperant. Sax. 1209

70.

Der Sächsischen Unterthanen

Getreue Wünsche und frohe Hoffnung

bey dem glücklichen Antritte

des grossen Stuffenjahres

Sr. Königl. Maj.

in Pohlen

und

Churfürstl. Durchl.

zu Sachsen,

in einem Gedichte vorgestellet,

wodurch

im Jahr 1732. den 12. May

in der

Deutschē Gesellschaft zu Leipzig

den Preis der Poesie davon getragen

Christiana Mariana von Ziegler

geb. Romanus, aus Leipzig.

1209

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id372534252/3 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/4
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

ie kommt es, daß man schon, da kaum
der Himmel graut,
An allen Orten heut Altär und Heerd
erbaut?
Welch allgemeiner Laut, wovon die Wolken zittern;
Die Thäler bebend stehn, die Flüsse selbst erschüttern,
Schlägt überall so früh an Sachsens Gränzen an?
Was rennt und läuft das Volk, das man nicht zehlen kan,
So munter und vergnügt die Strassen auf und nieder?
Allwo ein jeder Mund den Schall der Jubel-Lieder
Mit Freuden wiederhohlt; der mich zugleich auch mit,
Eh noch der Morgenstern von seiner Wache tritt,

Aus Traum und Schlummer weckt, und über dieß Be-
ginnen,
Bey halb verwirrtem Sinn mich hin und her läst sinnen.

Vergeßne Muse! schweig, besinnst du dich denn nicht
Was vor ein herrliches und neu erlauchtes Licht
Der Sachsen Kreis erfüllt, Sarmatien bestrahlet,
Und unsern Musenhayn mit neuem Glanze mahlet?

So recht; erfreutes Volk! Auf! feyre diesen Tag,
Der dir der Heiligste vor allen heissen mag:
Dein Jauchzen ist gerecht, laß bey vereintem Flehen,
Der heissen Seufzer Schall bis zu den Sternen gehen.
Verdopple deinen Hauch bey so recht güldner Zeit;
Dein Schutz-Gott, dessen Huld dir Sicherheit verleyht,
Der, wenn die Billigkeit nach Würden theilen wollte,
Allein ein ganzes Theil der Welt beherrschen sollte,
Hebt heut auf seinen Thron in dem entfernten Reich,
Dem durch ganz neue Kraft verjüngten Aeson gleich,
Sein hohes Haupt empor: Da diesem Helden-Sohne
Des Himmels eigne Hand in seiner Jahre Krone

Ein frisches Oel-Blatt flicht, Ihn als Gesalbten schützt,
Und durch verstärkten Geist der Glieder Tempel stützt.

Welch schönes Glücks-Gestirn! komm, Clio, hilf mir
singen,
Denn heute muß und soll ein Opferlied erklingen.
Doch, nein, mein Griffel sinkt mir leider wieder hin,
So feurig und erhitzt ich auf das Dichten bin,
So fällt mir Muth und Geist und Herz auf einmal nieder;
Ich höre schon voraus den sanften Thon der Lieder,
Die Dir, Großmächtigster, die deutschen Musen
weyhn,
Sie tauchen ihren Kiel in Hiprocrenen ein,
Und streiten um die Huld des Königs in die Wette,
Dieweil ein jeglicher dieß Kleinod gerne hätte.
Ihr Eifer ist gerecht. Denn der so frohe Tag,
Den auch kein Maro satt und hoch besingen mag,
Flammt ihre Geister an. Schau, wie sie emsig dichten,
Und unverwandt auf Dich im Geist ihr Auge richten.
Es mangelt selbigen an Stoff und Einfall nicht,
Woran es oftermahls den feurigsten gebricht;

Warum? Dein Heldenlauf läßt sie bey dem Beginnen
Nicht lang auf Wort und Reim, wie sonst bey andern,
sinnen.
Ein jeder Tag von Dir und Deiner Jahre Lauf
Giebt dem bemühten Kiel was zu bewundern auf;
Sie würden, stellten sie, Du Zierde Deutscher Erden!
Von Dir den vollen Riß, im Singen schneeweis werden.
Ja, was die ganze Schaar ergötzt und munter macht,
Und heute sie weit mehr, als ehmals, aufgebracht,
Ist dieß, das Phöbus läßt den Ruff im Hayn erschallen:
Der gröste Ruhm heist doch: Dem Könige gefallen.

Dieß alles schrecket mich, Monarche, gar zu sehr;
Mir ist, als wenn mein Geist in Kett und Banden wär.
Mein Eifer will, daß ich nach Blatt und Feder lange;
Allein die Furcht macht mir sogleich auch wieder bange,
Weil Scheu und Ohnmacht mir auf allen Seiten dräut.
Wie kämpft hier Fleisch und Blut? welch harter Sturm
und Streit,

Dich

Dich, Herr, im Geist zu sehn, und nicht die Seyten rühren?
Zu spielen, aber auch die Majestät entzieren?

Doch weich, vergebne Furcht, wer kennt den König nicht,
Von Dessen Großmuth man in allen Ländern spricht?
Der oftermahls sich läst von seinen schwächsten Knechten
Auch einen Opfer-Kranz aus schmahlem Epheu flechten;
Und auf das Rauchfaß selbst, wo schlechter Weyrauch glüht,
So hold, als auf die Gluth der Hecatomben sieht.
Was sträubst du dich, mein Geist? Fleuch darum nicht zurücke;
So sehr sein Antlitz auch durch Majestätsche Blicke
Uns in Erstaunen setzt, so häufig spielt auch hier
Des Titus Freundlichkeit und Huld zugleich herfür.
Seht immer, wie ihr wollt, ihr Völker dieser Erden!
Mit eifersüchtigen und neidischen Geberden
Auf uns von weitem her; mißgönnt uns den August,
Ihr habt ja Recht dazu, wir leiden es mit Lust.
Zürnt ewig mit dem Glück, das uns so hold gewesen,
Und uns, O schönes Wort! zu seinem Volk erlesen.

Ja, Held, ein jeglicher, der Deinen Zepter küßt,
Und unter dem Bezirk von Deinem Chur-Schwerdt ist,
Wird vor Verwunderung verblendet und bethöret,
Wir gläuben uns kaum selbst, ob man gleich sieht und höret,
Wie rühmlich Deine Hand zugleich dieß beydes führt,
Dein himmlischer Verstand uns alle kräftig rührt?
Was Deine Seltenheit so hier als dar beginnet,
Die alles möglich macht, und Riesen-Werk' ersinnet.
Wie hoch steigt nicht Dein Ruhm, O Herrscher, vor der Welt,
Die, was Augustus thut, vor Götter-Thaten hält:
Weil Dein Beginnen stets, Du Preis der Potentaten,
Den Glauben übersteigt, und dennoch muß gerathen.

Ein jeder Strich von dem Dir zugefallnen Reich
Und auch von Deiner Chur, der kan und wird zugleich
Von Deiner Ehr und Ruhm uns einen Schauplaz zeigen.
Nach welcher Landschaft wir nur unser Auge neigen,
Da richtet Fama Dir bey Deinem Helden-Lauf,
Ein neues Ehrenmaal und frisches Zeichen auf.

Ja legst Du einen Tag, gepriesner Fürst, zurücke;
So steigt auch jedesmahl Dein Ruff und unser Glücke.

Wenn oft ein ander Volk, dem nicht dieß Glücke
grünt,
Dem Herrn, der solches schützt, mit Furcht und Zittern
dient;
Fast unter seinem Joch, das Ihm den schwachen Rücken
Durch Last zur Erden beugt, muß schmachten und ersticken,
Egyptens Fröhne thut, und doppelt Ziegel streicht,
So macht dein Unterthan sich Dienst und Knechtschaft
leicht.

Warum? Dein gütiges und mehr als gnädig Wesen,
Das nebst der Majestät uns läßt dein Auge lesen,
Stellt Hoch- und Niedrigen, und jedermann von Dir
Den Vater-Nahmen mehr, als einen König, für.
Und hätte dein Verdienst bey so viel Tugend-Proben
Dich auch auf keinen Thron, Gekrönter Prinz,
erhoben,
So hättst du, schwer ich dir, doch deren gnug gewußt,
Weil jeder Unterthan dir längst in seiner Brust

Den Thron vorher erbaut, und wie die Wahrheit zeuget,
So tief vor deinem Stab als Zepter sich gebeuget.

Kommt, ihr Regenten! lernt von dieser Majestät,
Wie wohl es um ein Reich und die Provinzen steht,
Wenn der Beherrscher selbst das Ruder mit beforget,
Und nicht den Arm allein von seinen Dienern borget:
Wenn seine Wachsamkeit, die täglich um ihn blitzt,
Der Länder Flor und Heyl mit Klugheit unterstützt;
Das Schlacht-Schwerdt, das der Zwang ihm in die Hand gegeben,
Im Felde muthig zückt; doch auch zugleich darneben
Den Schlüssel bey sich führt, der Janus Tempel schleußt:
Weil hier die Großmuth auch, die ganz ausnehmend heißt,
So Rach als Recht vergißt, den Feind nur halb belohnet,
Und Seiner Krieger Blut, als wär es heilig, schonet.
Wie muß, erwegt es selbst, ein Staat nicht glücklich seyn?
Wo die Gerechtigkeit nicht darf um Hülfe schreyn,
Und Regel und Gesetz die Kräfte nicht verlieren:
Wo wir auf jedem Tritt Irenens Tapfen spüren;
Der Bürger ungestört, weil Ihm kein Feind nicht flucht,

Bey seinem Feigenbaum und Weinstock Schatten sucht;
Gewerb und Handel recht von Tag zu Tage steigen,
Und sich so hier als dort stets Seegensquellen zeigen;
Wo Kunst und Wissenschaft sich immer höher zieht,
Und jeder Künstler sich bestrebet und bemüht,
Dem andern, der mit ihm ein gleiches unternommen,
An Witz und Trefflichkeit aus Eifer vorzukommen;
Wo man ein ödes Feld, weil sich das Volk vermehrt,
In eine neue Stadt verwandelt und verkehrt,
Und Häuser, die man sonst von Leim und schlechter Erden
Nur aufgebauet fand, zu Marmor müssen werden?
Sitzt nicht der Unterthan sodann dem Glück im Schooß,
Wenn der, der Ihn beschützt, aus Huld und Großmuth bloß,
Auf Seiner Bürger Wohl und Vortheil pflegt zu sehen,
Den Eigennutz vergißt, und wo es kan geschehen,
Sie zu bereichern sucht; weil Ihn kein Geiz besiegt,
Und ihr Monarche sich allein daran vergnügt,
Wenn er mehr Herzen kan, als Steuer, Schoß und Gaben,
Die wir doch schuldig sind, im Ueberzehlen haben?

Mein

Mein König, glaube nicht, als ob die Feder hier
Zu weit hinaus geschweift. Dieß ist ein Riß von Dir
Und Deiner Seltenheit. Wer wollte nicht errathen,
Daß dieß Augustus sey? Denn alle Deine Thaten
Sind Zeugen, was in Dir vor ein so hoher Geist
Und eine Seele wohnt, die mehr als menschlich heißt.
Du kanst, und wolltst Du gleich dein Wesen nicht
verstecken:
Denn was Du nur beginnst, da blickt an allen Ecken
Der König gleich hervor. Tritt auf Bellonens Plan,
Und gürte Dir das Schwerdt, den Feind zu dämpfen, an;
Leg solches wieder hin, und laß bey Friedensschlüssen
Bellonen wiederum die Eintrachts-Göttin küssen:
Reiß von der Schultern Pracht den Königsmantel ab,
Schlag Dich in ein Gewand, das man den Sclaven gab;
Verlaß den Königsthron, tritt zu den Eremiten,
Die schüchtern Grott und Kluft in Wüsteneyen hüten,
So bleibst Du doch August; so spricht doch alle Welt:
Du wärst, wohin man nur das Auge lenkt, ein Held.
Der hiesse taub und blind, der nicht bey deinen Werken
Die Spur der Majestät von Dir gleich wollte merken.

Das

Das, was dein Geist ersinnt, dein seltner Witz uns zeigt,
Ist etwas das Vernunft und Sinnen übersteigt.

Hört man nicht immer noch den Ruff von Dir
ergehen?
Wo man zwey Männer nur beysammen siehet stehen,
Da reden sie gewiß von deines Heeres Macht,
Von Sachsens Herrlichkeit und jenes Lagers Pracht,
Das, brächt auch nimmermehr des Himmels Vest in
Stücken,
Und riß der Erdkreis nicht, kein Mensch mehr wird
erblicken.
Du forderteſt dein Heer, jedoch zur Lust nur auf,
Wohl wissend, daß das Volk bey sichrer Zeiten Lauf
Durch Ubung rüstig wird und sich zur Schlacht bereitet,
Ob das Scharmützel gleich nur Scherz, nicht Ernst
bedeutet.
Was sahe dazumahl der Menschen Auge nicht?
Ich schweige, weil mir hier die Ohnmacht wiederspricht;
Denn hätt ein Argus auch, das, was daselbst geschehen,
Bey hundertfachem Blick erstaunend angesehen;

So

So reichte sein Gesicht doch lange noch nicht hin:
Ja, Cäsar hatte sich bey ganz betäubtem Sinn,
So trotzig er auch sonst von seinem Heer gesprochen,
Vor Deiner Krieger Kunst aus Schaam und Furcht
verkrochen.

Es spricht der Ruf nicht nur, verherrlichter August
Von Deiner Trefflichkeit, und was ihm sonst bewust,
So weit Europens Strich und Umkreis sich erstrecket:
Dein Nahme wird nunmehr auch weiter hin entdecket,
Denn Fama träget Ihn noch tiefer in die Welt:
Dort, wo der Wilden Schaar sich im Verborgnen hält,
Da lernt Dich nun ein Volk aus deinen Thaten kennen,
Das man muß gegen uns nur halbe Menschen nennen.
Es glaubt kaum, daß ein Fürst der Kron- und Churhut
trägt,
Bey der Regierungs-Last, so man Ihm auferlegt,
Zugleich den scharfen Blick nach Africa kan lenken,
Und an den heissen Theil der alten Welt gedenken.
Erstaunt nur nicht dafür, wofern ihr den erblickt,
Den Unsers Königs Wink nach euren Küsten schickt,
Augustus machet sich durch seine Seltenheiten
Vor andern Prinzen groß, zum Wunder unsrer Zeiten;

Drum

Drum sucht auch Selbiger, welch unerhörter Lauf!
Die Wunder der Natur und ihr Geheimniß auf,
Damit des Königs Burg ein Riß der ganzen Erden
Und Schatzhaus der Natur, mit Recht benennt kan
werden.

Dieß stellt, Großmächtigster, sich jeder, welcher Dir
Als Knecht zu Fuße fällt, an diesem Feste für:
Da Glück und Himmel Dir, der Wunsch und Seufzer
merket,
Von neuem wieder selbst der Jahre Zahl verstärket.
Dieß flammt uns freylich an, daß man die Opfer thürmt,
Und in die Wolken recht mit heissen Wünschen stürmt,
Denn wo ein König herrscht, den Huld uud Großmuth
krönen,
Da wird sich leicht kein Knecht nach einem Halljahr
sehnen!
Gebenedeytes Licht! Tag! dem gar keiner gleicht,
Und, der uns sonder Gram und voller Lust verstreicht:
Weil Dein Geburts-Gestirn, vor dem sich alles beuget,
Uns einen neuen Stern, von unsrer Hoffnung zeiget?
Du trittst, o Wort! das uns den Kummer stillen kan,
Das grosse Stuffenjahr so frisch und munter an,

Als stündst Du weit davon, die Staffel zu erreichen,
Dieß ist ein festes Maal und ein Versichrungszeichen,
Es werde ganz gewiß dereinst des Himmels Hand
Sein, als ein nur der Welt zum Trost geliehnes Pfand,
Dich, meyn ich, Grosser Prinz, Du Vater deiner Pohlen,
Und Preis der Sachsen-Chur, nicht eher wieder hohlen,
Als bis Dein treues Volk, dem Dein Erlauchter Geist
Und Großmuths-voller Sinn ganz unentbehrlich heist,
Nicht weiter knieend wird vor Dich gen Himmel sehen.
Wenn aber dürfte dieß, O König, wohl geschehen?

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/18
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

71.

Rede,

worinnen erwiesen wird

Daß die wahre Ehre eine Frucht der Tugend sey;

wodurch

im Jahr 1732 den 12 May,

als am hohen Geburts-Tage

Sr. Königl. Maj. in Pohlen

und Churf. Durchl. zu Sachsen

in der

Deutschē Gesellschaft zu Leipzig

den Preis der Beredsamkeit

davon getragen

M. Heinr. Gottl. Schellhafer

aus Leipzig.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id372534252/19 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/20
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Hochzuehrende Herren.

Die Begierde wahre Ehre zu suchen ist ein besonderer Vorzug der menschlichen Natur. Seinen Leib zu unterhalten, und sich wieder dasjenige zu beschützen, welches entweder unser ganzes Wesen vernichten, oder doch unsere Kräfte vermindern könnte, solches haben wir mit allen Thieren gemein. Andere unseres Geschlechts hingegen durch eine gute Meynung, welche sie von unsern Vollkommenheiten hegen, auf unsere Seite zu bringen, und durch diesen Bewegungsgrund gleichsam Herr über ihre Kräfte zu werden, dieses ist dem Menschen allein eigen. Die weise Vorsicht unsers Schöpfers hat uns gesellig gemacht. Es ist unmöglich das ein Mensch ohne die Beyhülfe anderer bestehen kan. Wie schwach und elend sind wir nicht bey dem ersten Anfange unsers Lebens? Die Kraft den Leib durch die Füsse von einer Stelle zu der andern zu bringen, erhalten die Thiere in wenigen Tagen nach ihrer Geburt: Bey uns hingegen verfliessen erst einige Jahre, ehe wir

noch, ungeachtet der sorgfältigen Leitung einer getreuen Wärterin, einen sichern Tritt zu thun vermögend sind. Unser winselndes Geschrey entdecket zwar unsere Schmerzen: Wer kan aber aus diesen undeutlichen Zeichen unsern Willen eigentlich erkennen? Die kluge Bemühung unserer Pfleger muß vielmehr die Mittel unserer Besänftigung errathen, als daß sie eine Gewißheit dabey haben sollte. Die Seele ist eben so schwach, als unser Leib, und nichts anders, als eine treue Unterweisung und eine auf unsere geringste Thaten mit vieler Mühe gerichtete Aufsicht, kan uns erstlich zu Menschen machen. Reden die Geschichtschreiber von solchen seltsamen Zufällen, da zarte Kinder unter den Thieren gelebet, und bey denselben ihren Unterhalt gefunden haben: so bemerken wir dennoch dabey, daß solche unglückseelige Creaturen fast in nichts anders, als in der Gestalt den Menschen ähnlich gewesen. Ist es also unumgänglich nothwendig, daß wir unsere Glückseeligkeit in der Gesellschaft mit andern Menschen suchen müssen: so gründen sich auch alle natürliche Triebe auf die Gesellschaft. Es ist deßwegen natürlich, daß wir nicht allein durch unsere, sondern auch durch anderer ihre Kräfte uns vollkommener zu machen bemühet sind. Der Weg hierzu zu gelangen ist nachfolgender. Wir leben in solchen Zeiten, da das Joch der Vorurtheile uns nicht mehr an der Freyheit zu denken hindert. Deßwegen trage ich kein Bedencken mich vor einen Anhänger derjenigen zu erklären, welche den wahrhaften Nutzen für den Bewegungsgrund aller sittlichen Handlungen derer Menschen halten. Wollen wir uns demnach

nach mit jemand verbinden; sollen seine Kräfte unser Glück befördern, und suchen wir durch seinen Beystand dasjenige zu erlangen, welches wir vor uns alleine zu unternehmen nicht fähig sind: So müssen wir ihm solche Begriffe von uns beybringen, woraus er erkennet, daß sich sein eigener Nutzen auf unsere Wohlfahrt gründe. Er muß uns vor ein Gut halten, das ist, er muß uns vor ein Mittel ansehen, wordurch er seiner Begierde eine Genüge leisten könne. Dahin nun zu kommen, so müssen unsere äusserliche und in die Augen fallende Thaten diejenigen Kennzeichen seyn, aus welchen er unsere Kräfte und den daher ihm entsprungenden Nutzen zu beurtheilen fähig ist. Der verborgene Schatz derer Gold-Adern, welche sich in der Deutschen Erde befanden, erweckte unsern in diesem Stücke unwissenden Vorfahren nicht die geringste Begierde. Und die Heyden verehrten zwar wohl die aufgehende, niemals aber die in dem uns entgegen gesetzten Theile der Welt befindliche Sonne. Was man nicht weis, darnach hat man keine Begierde: Und wie kan jemand denjenigen Menschen lieben, und sich mit ihm zu verbinden trachten, dessen Kräfte niemand als nur ihm selber bekannt sind. Edle Gemüther, welche nicht nur mit den Thieren auf die Versorgung ihres Leibes gedenken, sondern sich auf alle Art und Weise bestreben, ihr Wesen immer vollkommener zu machen, folgen deswegen denen Trieben, welche eine vernünftige Ehrbegierde ihnen einflösset. Sie suchen andern eine wahrhafte Meynung von ihren Vortrefflichkeiten beyzubringen. Sie sind nicht nur Meister ihrer eigenen, sondern auch Beherrscher frem-

der Kräfte, und in dieser Verbindung bauet die Klugheit ihre Wohlfahrt auf die wahrhafte Ehre. So natürlich, so nützlich, so untadelhaft ist die wahre Gestalt der Ehrbegierde. Eitle Hoffart, und ein dem vernünftigen Wesen der Natur zu wiederlaufender Stolz verstecken sich zwar gleichfals unter der Decke dieser unvergleichlichen Tugend. Unsterblich zu werden, seinen Nahmen der späten Nachwelt unvergeßlich zu machen, und durch seine Thaten sowohl die Einheimischen als die Ausländer in Verwunderung zu setzen, das ist der Zweck so vieler sich selbst groß scheinenden Gemüther. Dem äusserlichen Ansehen nach bedienen sie sich eben dererjenigen Mittel, welche diejenigen, so die Frucht einer wahren Ehre geniessen wollen, anzuwenden pflegen. Allein so wenig der Schatten dem innerlichen Wesen einer Sache gleichet; so wenig kommt ein verdammlicher Ehrgeiz mit einer löblichen Ehrbegierde überein. So bald die Wahrheit den Hochmüthigen die Larve von dem Gesichte ziehet, erblicket man die allerscheußlichste Gestalt. Die glänzenden Farben der Schein-Tugenden bedecken die allerhäßlichsten Flecken der verruchtesten Schandthaten. Haß, Neid, Zorn, Unterdrückung, Verachtung und Verläumdung anderer sind die erschrecklichsten Mißgeburten, welche der Stolz an die Welt bringt. Da hingegen die Lust nach der wahren Ehre die Mutter der Tugend, die Wurzel des menschlichen Wohlseyns und der Grund der Liebe, welche der wahre Vorzug des menschlichen Geschlechts ist, mit allem Rechte kan genennet werden. Es würde mir leicht fallen das grosse Uebel, welches aus der verwerflichen

Hoffart

Hoffart entspringet zu beschreiben. Doch der Eindruck ist schon stark genung, welchen wir von dem Elende, das unser ganzes Geschlechte empfindet, bey uns wahrnehmen. Nichts als der verdammliche Hochmuth verursachte den Fall der Anfänger unsers Geschlechts. Die verfluchte Begierde Gott gleich zu werden, brachte sie, und ihre unglückliche Nachkommen dahin, daß sie dem Allerhöchsten Wesen unähnlich wurden. Mehr brauche ich nicht zu sagen, indem dieses Uebel alles was nur ein Uebel kan genennet werden unter sich begreift.

Hochzuehrende Herren, ich habe es vor nöthig geachtet, den Bewegungsgrund wahre Ehre zu suchen, zuvor anzuführen, ehe ich derselben Verbindung mit der Tugend vorzutragen bemühet wäre. Eben die schädlichen Triebe von denen ich oben geredet, welche sich unter der Gestalt der wahren Ehrbegierde verstecken, könnte viele auf die falschen Gedanken verleiten, man müsse sich niemals bemühen berühmt und unsterblich zu werden; und diesen muste ich gleich im Anfange zuvor kommen. Sind meine Worte vielleicht zu schwach gewesen; hat meine Unberedsamkeit denen nicht gleich an sich selbst in die Augen fallenden Wahrheiten keinen besondern Nachdruck gegeben: so ist der Fehler nicht der Sache selbst, sondern meinem Unvermögen zuzuschreiben. Doch die Wahrheit braucht keine äusserliche Zierrathe: Ihre innerliche Schönheit macht sie schon angenehm, wenn sie auch nackend und ohne einigen Schmuck vorgestellet wird. Die Kunst findet alsdenn erst statt, wenn die Sache, welche wir vorzustellen bemühet sind, von der Natur

noch unvollkommen gelassen worden. Die Natur ist ja die Lehrmeisterin der Kunst, die letztere folget der ersteren in ihren Ausarbeitungen: Sie suchet nur noch die annoch unausgearbeiteten Stücke, denen bereits von der Natur völlig hervorgebrachten Meisterstücken ähnlich zu machen. Wo also die natürliche Schönheit einer Wahrheit einen jeden einnnimmt, da ist der überflüßige Zierrath eines Redners nicht nöthig. Dieses ist auch das einzige, welches mir den Muth giebt in meiner ietzt angefangenen Rede fortzufahren. Der Satz, daß die wahre Ehre eine Frucht der Tugend sey, ist eine an sich selbst unvergleichliche Wahrheit. Ihr Zusammenhang ist natürlich, und der Nutzen derselben wichtig. Ich darf also keinesweges besorgen, daß ihnen mein Vortrag einigen Eckel erwecken werde, indem die Grösse und Wichtigkeit der Sache den Mangel meine Worte sattsam zu ersetzen fähig ist. Die wahre Ehre bestehet in der Meynung, welche andere, die ein richtiges Urtheil zu fällen wissen, von unsern wahrhaften Vorzügen vor andern bey sich hegen. Sie ist nicht in unserer Gewalt, wir müssen sie erstlich von dem Urtheile unserer Mitbürger erhalten. Man mache sich eine so vollkommene Einbildung von seinen Eigenschaften als man will; man schätze sich für einen Halbgott, und halte alle seine Thaten fur Wunderwerke: So wird man zwar grosse Schlösser in die Luft bauen, und seine Zwergs-Gestalt vor einen Riesen ansehen; niemand aber dadurch bewegen können, daß er unserer eiteln Meynung beypflichte. Es ist ein wieder die Wahrheit streitender Wahn, daß die Lehrsätze der christlichen Sittenlehre mit der Vernunft nicht übereinstimmen sollten. Sowohl die

Ver-

Vernunft, als die Offenbahrung sind von der höchsten Weisheit dem Menschen als Mittel der Erkenntniß gegeben worden. Gott muß sich wiedersprechen, wenn diese beyde nicht miteinander übereinstimmen sollen. Die Offenbarung kan zwar den Mangel der Vernunft ersetzen, und die letztere muß in vielen Stücken von der erstern lernen: Beyde aber können in Dingen, welche sie miteinander gemein haben, sich unmöglich wiedersprechen. Es ist deßwegen nicht nur ein christlicher, sondern auch ein vernünftiger Satz, daß derjenige, welcher erhöhet werden will, sich selbst erniedrigen müsse. Höret demnach ihr aufgeblasenen Weisen, denen es zu geringe scheinet eure Wohlfahrt auf solche Gründe zu bauen, welche auch dem gemeinen Manne fürgetragen werden. Kommt und lernet, daß auch ein schlechter Mann, wenn er diesem Satze in seiner Einfalt folget, dennoch nach seiner Art, eher einen wahren Vorzug vor andern verdienet, als ihr, denen der rechte Weg verächtl., der Irrweg aber, weil er euch gefällt, fürtrefflich scheinet. Spiegelt euch an dem Untergange des sich über seine Kräfte aufblehenden Frosches, und bemühet euch eher dasjenige zu seyn, was ihr scheinen wollet, als dasjenige zu scheinen, was ihr doch nicht seyd. Doch ich schweige. Meine Rede möchte sonst in eine Sittenpredigt verwandelt werden, und ich selber in dasjenige Laster verfallen, welches ich an andern zu bestrafen suche. Meine eigene Verbesserung macht mir anjetzo noch genung zu thun. Wäre es mögl., daß ich diese vollbringen könte, so wäre es alsdann Zeit genung, auch dießfalls an andere zu gedenken. Ich fahre deswegen in dem Beweise fort, wie wir durch unsere eigene Erniedrigung zu einer wahren

Ehre gelangen können. Ein Gut welches wir noch nicht erlanget haben, rühret uns weit heftiger, als dasjenige, welches wir allbereit besitzen. Es erfordert dieses der Trieb, welchen wir von der Natur erhalten, daß wir immer mehr und mehr unsere Vollkommenheit suchen müssen. Wir sind unermüdet, und achten keine Arbeit, unser vorgesetztes Ziel zu erreichen. Kaum aber sind wir dahin gekommen, wo wir seyn wollten, so werden wir träge.

Wir bedenken fast niemals, daß eine Sache eben durch diejenigen Mittel müsse erhalten werden, wordurch wir sie erworben haben. Hegen wir nun die stolze Meynung, wir wären bereits Sterne von der ersten Größe, und unsere Tugend könne eben so wenig, als die vollkommene Macht in der Beherrschung eines Reiches, einen gleichen neben sich leiden: So verlöscht der anfangs so heftig entbrannte Eifer; der sonst so standhafte Fuß fängt an zu gleiten, und ein einziger Fehltritt ist vermögend uns von der erlangten Höhe herunter zu stürzen. Es ist schon gefährlich genung groß zu bleiben, wenn wir solches schon in der That sind; geschweige dann, wenn nur unsere nichtige Einbildung, nicht aber die Wahrheit unsere Größe unterstützet. Wo ist denn nun wohl ein besser Mittel, um eine wahrhafte Ehre zu erlangen, als die Geringschätzung unserer selbst? Wir werden begierig auf dem Pfade der Tugend zu wandeln, um zu einiger Vollkommenheit zu gelangen. Diese sehen wir zwar immer vor uns, allein, nach unserer Meynung sind wir von derselben noch sehr weit entfernet. Unser Eifer wird hierdurch immer mehr und mehr verstärket, und wir kommen endlich dahin, wohin uns unsere Begierde

treibet,

treibet, ohne daß wir solches vermerken. Wir verdienen bereits den Preis, ohne daß wir wissen, daß wir desselben würdig sind. So fleucht denn die wahre Ehre diejenigen, welche sie suchen, und folget denenselben auf dem Fuße nach, die da meynen, daß sie noch sehr weit von ihnen entfernet wäre. Unsere Thaten sind zwar der erste Grund derselben, alleine das Urtheil anderer, und nicht unser eigener Wahn, muß sie zu ihrer Reife bringen. Doch nicht ein jeder kan in diesem Stücke ein wahres Urtheil fällen. Das sicherste Kennzeichen der wahren Ehre ist ihre Beständigkeit. Es ist unmöglich: Daß eine Sache zugleich seyn, und nicht seyn könne. Dahero ist es dann schlechterdings nothwendig, daß eine löbliche That, wann sie es anders wahrhaftig ist, immer dieselbe bleiben, und niemals der Verachtnng unterworfen werden müsse. Die zufälligen Umstände einer Sache sind veränderlich. Das Wesen eines Dinges hingegen, in so weit nemlich das Ding selber bestehet, ist beständig, unveränderlich und ewig. Niemand also, als derjenige, welcher das innerliche Wesen der Sache einsiehet, fället ein beständiges Urtheil. Ein solcher wird niemals seine vorgebrachten Sätze wiederruffen, es sey dann, daß ihn die Schwachheit der menschlichen Natur übereilet hätte. Thut er aber solches, so wird er niemals vorgeben, er habe bey beyden Meynungen gleiche Gründe gefunden; sondern freymüthig gestehen, daß er sich das erstemal betrogen habe.

Die übrigen urtheilen nach den zufälligen Umständen. Diese ergreifen sie blindlings, und vergnügen sich damit etwas gesagt zu haben, ohne selbst den wahren Grund zu wissen, warum sie ein solch Urtheil gefället.

let. Ich habe nicht nöthig erstlich zu erwehnen, daß ich unter der ersten Art Leute vernünftige Männer; unter den letzten aber den blinden Pöbel verstehe. Ihre Scharfsinnigkeit ist viel zu groß, Hochzuehrende Herren, als daß Sie hierinnen meinen Unterricht vonnöthen hätten. Keiner von Ihnen begehret das Urtheil des unverständigen Pöbels. Sie wissen, daß derselbe dasjenige morgen verwirft, was er heute auf das äusserste vertheidiget. Niemand wird also seine Ehre einem solchen anvertrauen, der mit derselben, wie mit einem Balle spielet. Bald wirft er ihn in die Höhe, und ergötzet sich, daß er durch seine Kraft so hoch gestiegen: Bald aber wird er des Spieles überdrüßig, und stösset ihn als etwas verächtliches wieder mit den Füssen von sich hinweg. Die Stimmen müssen bey der Ehre nicht gezehlet, sondern erwogen werden. Das beständige Urtheil eines einzigen vernünftigen Mannes gilt mehr, als der Beyfall vieler tausend unbesonnener Thoren. Hier kan ich unmöglich der Regung wiederstehen, welche mich antreibet, meine Liebe vor unsere Gesellschaft sehen zu lassen. Was ist der Bewegungsgrund gewesen, welcher meine edle Vorgänger angetrieben, so standhaft bey ihrem sich vorgenommenen Vorsatze zu verharren? Und was beweget noch jetzo so manchen geschickten Kopf einen Sitz in unsern Versammlungen zu verlangen? Ist es die grosse Anzahl derjenigen, welche unsere Absicht billigen? sind es die guten Urtheile, welche man überall von uns fället? oder werden die öffentlichen Schriften mit unsern Lobeserhebungen angefüllet? Es ist wahr, wir sind bekannt genung, und unsere Gesellschaft giebt denjenigen, welche sonst nur von dem Wetter zu reden pflegten, eine

geschickte

geschickte Gelegenheit, etwas merkwürdigers, als vor dem, vorzutragen. Allein, wie sind diese Urtheile beschaffen? Ich wil es mit wenigem sagen: Schlecht genung! Die Untreue ist nicht nur bemühet, uns den Einheimischen verhaßt zu machen, sondern sie suchet sogar bey Auswärtigen, auch das Ansehen, welches wir bey einem oder dem andern vortrefflichen Manne bereits erlanget haben möchten, gänzlich auszurotten. Unsere Gönner vermehren sich dem ungeachtet täglich, und es würde uns schwer fallen, sie alle mit Nahmen zu nennen. Diese sind fähig genung unsern Eifer zu unterhalten, und uns immer neuen Muth zu geben, uns ihres gegründeten Urtheils fernerhin noch würdiger zu machen. Ich weis von Ihnen, Hochzuehrende Herren, daß sie mir hierinnen beypflichten, weswegen ich nunmehro in der Hauptsache fortfahre.

Sollen verständige Leute von uns gut urtheilen; so müssen unsere Vorzüge wahrhaftig seyn: Ein jeder wahrhafter Vorzug aber bestehet in der Tugend. Wären alle Menschen gleich tugendhaft, so würden wir nichts von dem Nahmen der Ehre wissen. So aber ist die Anzahl derer jenigen sehr geringe, die sich nach der Tugend bestreben, und ihr Vorzug desto grösser, je seltsamer dieselben anzutreffen sind. Hier ist nunmehro der Ort, wo ich alle meine Kräfte zusammen nehmen sollte. Ich sollte mich bemühen, ihnen die Vortrefflichkeit der Tugend vorzustellen: Ich sollte die Geschichtschreiber zu Hülfe nehmen, und die alten Helden aus ihren Gräbern ruffen, und sie selbst bezeugen lassen, wodurch sie ihren Nahmen verewiget hätten. Allein, ich kenne Sie allzuwohl, Hochzuehrende Herren, als daß ich Ihnen dasjenige in das Gedächtniß bringen sollte, womit sie täglich

lich beschäftiget sind. Sie wissen die Mittel, wodurch man Ruhm und Ehre erlangen kan, die Bilder so vortrefflicher Männer stehen Ihnen täglich vor Augen, und mit einem Worte, Sie sind mehr bemühet denenselben nachzuahmen, und die Tugend auszuüben, als viel von derselben zu sagen, oder auch davon reden zu hören. Zudem, so ist zwar der meiste Theil meiner Rede vorbey, das wichtigste derselben aber dennoch zurücke. Ich habe deswegen Ursache genung meine Kräfte zu schonen, und sie auf das vortrefflichste Stücke derselben zu wenden. Die Gelegenheit, warum ich anitzo zu Ihnen das Wort führe, ist der Hohe Geburtstag Sr. Königl. Maj. in Pohlen, u. Churfl. Durchl. zu Sachsen, **Friedrich Augusts**, unsers allergnädigsten Herrn. Die Vortrefflichkeiten eines so unvergleichlichen Monarchen haben schon vor etlichen Jahren unsere Gesellschaft bewogen, diesen so grossen Tag durch ihren wenigen Beytrag in tiefster Unterthänigkeit in etwas merkwürdig zu machen.

Hielte ich es nicht vor ein Verbrechen, mich demjenigen Fleisse zu entziehen, welchen die Pflicht eines Mittglieds dieser Gesellschaft von mir erfodert, so würde ich mein Unvermögen mit einem blöden Stillschweigen bedecket haben. Ich weis wohl, ich bin viel zu schwach, und meine Worte sind viel zu wenig, nur den geringsten Schattenriß von einem so grossen Heiden ihnen vor die Augen zu stellen. Doch ich bin zugleich versichert, daß die hohe Gnade unsers großmüthigen Beherrschers auch ein Lob, welches mit stammlender Zunge vorgebracht wird, zu vertragen fähig ist. Es hätte wohl niemals ein besserer Satz können erdacht werden, um dabey Seiner Königl. Majestät zu gedenken, als eben dieser, welchen die Gesellschaft erwehlet hat. Auch bey anderer Gelegenheit, wenn ich von dieser Sache hätte reden sollen, hätte mir das Beyspiel unsers Allerdurchlauchtigsten Monarchen in die Gedanken kommen müssen. Die Französischen Schmeichler mögen ihren grossen Ludewig erheben wie sie wollen.

Es

Es ist doch bekannt, daß ihre durch grosse Geschenke erkauften Stimmen nichts anders als ein Zuruff solcher Vögel gewesen, welchen in den alten Zeiten der Geiz das Salve Caesar lehrete. Es hat unter der Regierung unsers allergnädigsten Königs niemals an geschickten Köpfen gefehlet. Der Deutsche besitzt eben so viel Feuer und Witz, als der sich so sehr hiermit aufblehende Franzose. Die Gütigkeit unsers Augusts weis die Verdienste der Gelehrten eben so sehr zu belohnen, als er sie zu erkennen fähig ist. So verwegen aber wird niemand seyn, daß er sich rühmen könne, er habe durch ein schmeichlerisches Lob die Gnade seines Königs erlanget. Sucht unsere Unterthänigkeit die hohen Tugenden unseres Monarchen zu erheben, so geschiehet es mit solchen reinen Trieben, bey welchen der Eigennutz nicht den geringsten Antheil findet. Das ist die wahre Ehre, welche den Nahmen unsers gütigen Landes-Vaters unsterblich machet, indem kein anderer Bewegungsgrund, als seine hohe Vortrefflichkeiten nicht nur seinen getreuen Unterthanen, sondern auch Auswärtigen die Zunge löset. Es ist mein Glück, grosser König, daß ich Dein Unterthan heisse. Hätte mich nicht die Geburt schon dazu gemacht, so würde es doch meine einzige Bemühung seyn, ein solcher zu werden. Nur jetzo möchte ich meiner eigenen Glückseeligkeit nicht theilhaftig seyn, damit ich bey Deinem Lobe von aller Partheyligkeit entfernet zu seyn scheinen möchte. Doch was besorge ich? Bey Dir, Herr, den die ganze Welt bewundert, ein freyes Volk zu seinem Herrscher erwehlet, und der treue Sachse mit eben soviel Liebe als Unterthänigkeit verehret, ist es mehr ein Fehler zu schweigen, als der allgemeinen Meinung nicht beyzupflichten. Der Höchste im Himmel hat nicht nur alle Dir unterworfene Länder durch Deine Regierung glücklich gemacht: sondern er verlängert auch ihre Glückseeligkeit durch die Dauer Deiner Lebens-Jahre. Das Gold Deiner Krone bedeckt nunmehro das Silber Deiner Haare, welches Du durch so

viel

viel Sorgen vor Deine Dir so sehr ans Herz gehende Unterthanen erlanget hast. Du trittst numehro beglückt in das grosse Stuffen-Jahr. Wäre nicht alles, was man an Dir erblicket, sonderbar, und wären Deine Tugenden nicht so beschaffen, daß man kein ander Beyspiel derselben anführen könnte, so möchte auch diese Zeit, nach der gemeinen Meynung: gefährlich scheinen. Doch Du bist zu groß, mein König, als daß nicht in diesem Stücke sich auch was merkwürdiges zeigen sollte. Ich bin nicht fähig den Rathschluß des allgewaltigen Gottes zu entdecken: darf ich aber von der Grösse Deiner Tugenden auf die Länge Deiner Lebens-Jahre schliessen; so scheinet es fast unmöglich zu seyn, daß Dir dein Ziel nicht weiter hinaus gesetzt werden sollte. Konnte das Weinen eines einzigen Hiskias den Himmel bewegen, daß seine Jahre verlängert wurden, so wird doch das Seufzen eines ganzen Volkes auch nicht von dem Höchsten unerhöret bleiben. Hiermit fällt die Demuth vor Deinem Throne nieder, und will ganz gerne zur Wohlfart Deiner Länder etwas von ihren Jahren missen, wenn sie Dir könnten beygeleget werden. Ich rede dieses nicht, weil andre sich mit eben solcher Treue dieser Worte bedienet haben. Gott weis es, der mein Herze kennt, mit was vor Aufrichtigkeit ich dieses gesprochen, und daß ich hier aufhöre ein Redner zu seyn, indem ich nicht der Kunst, sondern bloß den Trieben einer ungeheuchelten Liebe folge. Jetzt bin ich noch viel zu ohnmächtig Deinen Ruhm durch meine Worte zu vergrössern, es wird aber dieses die einzige Bemühung meiner übrigen Lebens-Zeit seyn, bloß darum grösser und stärker zu werden, damit ich Deine ausnehmende Helden-Tugenden mit mehrerm Nachdrucke beschreiben, und mich Deiner Gnade würdig machen könne. Erlange ich dieses, so werde ich mich mit allen Kräften dahin bestreben, der spätesten Nachwelt aus Deinem Beyspiele zu zeigen, daß die wahre Ehre nichts anders als eine Frucht der Tugend sey.

☆ ☆ ☆

H. Sax. C. 1619

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/35
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id372534252/36
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG